schaftliche Wirtschaft. Das mag vielleicht eine schöne Zeit für das aufblühende Mädchen gewesen sein. Doch bald verdrängten andere Fronpflichtige sie von diesem Platz und was blieb ihr übrig, als in dem Ganzhufengut des Jungbauern Christoph Hunger als Magd anzutreten. Das war zu Mariä Lichtmeß im Jahre 1626.

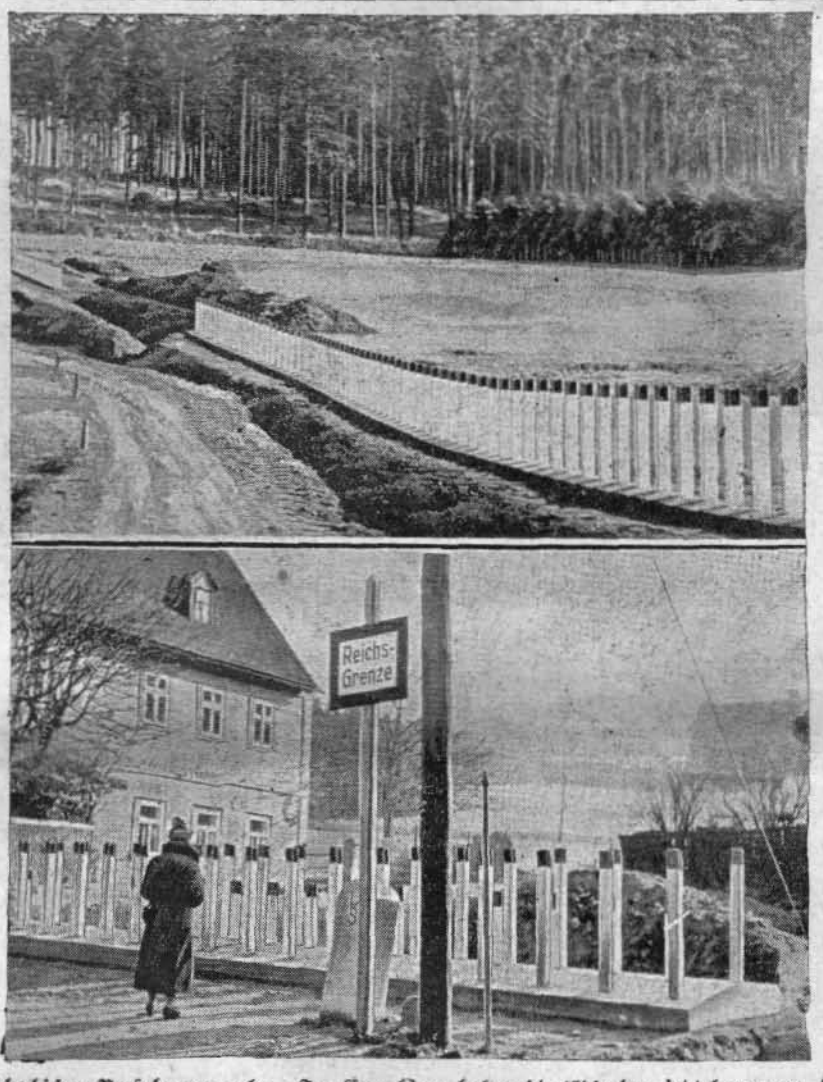
Es schien, als wäre mit Regina, ihrer Jugend und Schönheit zum Trotz, das Unglück in Hungers Hof eingezogen: die Pest begann auf einmal vom Hofe ihren Tribut zu fordern. Eines Tages wurde der Knecht pestkrank und ängstlich brachte man ihn in eine einsam auf dem Felde stehende Hütte, um sich so vor weiterer Ansteckung zu schützen. Dort starb er nach zwei Tagen. Der Aberglaube, daß die sich vor Pestkranken Fürchtenden oder Erschreckenden der Seuche auch anheimfielen, schien Wahrheit zu werden, denn innerhalb einer Woche wurde noch eine Magd, der Kühjunge u. das zweijährige Kind des Bauern infiziert in die Hütte gebracht. Sie alle überstanden die Seuche nicht.

Es mag uns grausam dünken, wenn diese Kranken wohl ohne Erbarmen in diese Sterbehütten gebracht wurden und dort, da ihnen von keiner Seite Hilfe zuteil wurde, eines qualvollen Todes sterben mußten. Und doch müssen wir das auch wieder verstehen, wenn wir bedenken, daß dieses ängstliche Fortschaffen der Kranken und Verdächtigen aus der menschlichen Gemeinschaft den Gesunden bei den damaligen Verhältnissen wohl als der einzig mögliche Schutz dünkte.

Regina sah mit Grausen das Sterben um sich, sah des Bauern zweites Kind sterben, erlebte den Jammer des Todes der Bäuerin und stand zuletzt ratlos als einziges menschliches Wesen vor dem Bette des erkrankten Bauern. Ihre junge Seele erzitterte, doch dann war ihr jugendlicher Körper doch stark genug, den Kampf mit dem schleichenden Fieber aufzunehmen.

Mit der ganzen Treue einer Magd waltete sie allein im öden Hof, als hätte sie nie Scheu und Furcht vor dem schwarzen Tod gekannt. Sie grub am Wegrande Bibernellewurzeln aus und flößte den Absud davon über die schwarzen Lippen des kranken Herrn, sie suchte Breitwegerich an den Rainen und legte die taunassen Blätter auf des Bauern eiterbeuligen Körper. Vielleicht wußte sie garnicht, warum sie dies tat, vielleicht hatte das auch gar keinen Zweck. Und doch tat sie es. Und das Wunder geschah. Während rings in den Höfen und Häusern der Tod grausige Ernte hielt, genas der Bauer Christoph Hunger als einer der wenigen von der Pest. Bald stand er wieder auf eigenen Beinen. Freilich, das Erwachen muß für ihn furchtbar gewesen sein, als ihm die Verödung seines Hofes und der Verlust all seiner Lieben zum Bewußtsein kam. Man kann ermessen, daß er aller Lust zur Arbeit benommen war. Nur die Magd, die Regina, tat getreulich wie zuvor ihre Pflicht und schaffte und wühlte mit der Kraft ihrer ungeschwächten Jugend für zwei oder gar drei. Die Seuche ebbte ab und bald wollte das Leben trotz des täglich näherkommenden Kriegsgespenstes wieder in seine alten Bahnen gleiten. Ein, zwei, drei Jahre gingen hin. Regina blühte zur holdesten Jungfrau auf und gar mancher der Webergesellen mag sie sich im Stillen als seine Liebste gewünscht haben. Doch wie immer sie sich auch mühten, Regina schien nichts von derlei Sachen wissen zu wollen. Es schien so, ja, — und war doch anders . .

Da war der Bauer Christoph Hunger, ihr Brotherr, verwitwet, vierunddreißig Jahre alt . . Vielleicht hatte er Regina zuerst nur ob ihres unermüdlichen Schaffens gelobt, später sie vielleicht einmal an den jugendsprühenden Wangen getätschelt und mit ihr nach getaner Arbeit geschäkert, — wie Männer nun so sind. — Hunger wurde jedenfalls Reginas erste Liebe. Warum wäre es auch nicht möglich gewesen, sein Weib zu werden . . .? So kam der Herbst 1630. Eine dürftige Ernte war mühsam geborgen. Und da wurde Regina auf einmal so seltsam verändert. Sie ging dem Bauer und allen Menschen scheu aus dem Wege, ihr Blick nahm eine unruhig-suchende Starrheit an, die Wangen wurden bleich und bleicher. Vereinzelt hatte sich im Orte das böse Fieber, die Pest, die Contagion, wie es die Leute nannten, wieder eingeschlichen. War diesmal auch die schöne Regina mit ausersehen, zu sterben . . .? Grausen und Entsetzen schüttelten den Bauern Christoph Hunger, als sich plötzlich die zweite Magd seines Hofes niederlegte und so



Tschechischer Verfolgungswahn. Im Erzgebirge haben die Tschechen jetzt begonnen, die Grenze durch Sperren verschiedenster Art zu verriegeln. Die großen Verkehrsstraßen wurden durch Betonbarrikaden so eingeengt, daß sie nur noch im Schrittempo zu passieren sind. Die kleineren Wegübergänge hat man mit tief in schwere Betonsockel eingelassenen Eisenpfählen verrammelt. Unser Bild unten zeigt die Grenzsperre am Heger-Haus bei Jöhstadt. Fuhrwerke, die hier früher den Grenzübergang benutzten, müssen jetzt einen langen Umweg machen. Wie das obere, ebenfalls bei Jöhstadt aufgenommene Bild zeigt, wurden die Grenzsperren auch im freien Gelände errichtet.
(Schulze, Zander-K.)

gewiß machte, daß auch bei ihm der schwarze Tod wieder Einzug gehalten. Am anderen Tag zeigten sich bei dem Mädchen die eigenartigen Ausschläge und man säumte nicht, es sogleich hinaus aufs Feld in eine Hütte zu bringen.

Für Regina war dieses Geschehen nicht das Furchtbarste. Wohl sah sie mit lähmendem Schreck, wie man ihre Arbeitskameradin hinwegschaffte, — doch viel, viel qualvoller waren für sie jetzt die furchtbaren Stunden des Erkennens und Gewißseins, daß sie — Mutter werden sollte . . .

Ein zerwühlender Kampf des Gewissens durchtobte ihr junges Herz, — trotz den Seelennöten kannte die Zeit noch eine strenge Sitte! — Wie sollte sie es nun dem Bauern sagen? — Immer quälender wurde das ängstliche Drängen in ihr. Und dann hat sie ihm bei flackerndem Kienschein zitternd gegenübergestanden und ihm mit schmerz- und schamzuckenden Lippen das Furchtbare gestammelt. Maßloses Erschrecken spiegelte sich in des Bauern Antlitz. Kurze, barsche Fragen kamen von seinen fahlen Lippen. Und sie änderten doch nichts an dem Geschehenen . . .

Mit schwerem Tritt ging er aus dem Hause, stand eine Weile unschlüssig im Hofe, stolperte hinaus in die Finsternis des Herbstabends, über Felder und wüste Aecker. Auch sein Herz wurde von einem wilden Kampf zerwühlt. Erst vor einigen Tagen war er beim Ganzhüfner Michel Gebert wegen dessen Tochter Susann gewesen; er brauchte eine Frau, mit deren Gulden er seinen wüsten Hof wieder aufrichten konnte! . . . Und als er wieder heimkam, war ihm vom Satan ein böser Plan eingeflüstert, der ihm als einzige Erlösung dünkte. Stracks ging er zum Gerichtsverwalter, meldete, daß auch seine erste Magd, Regina Morgenstern, pestkrank geworden sei und bat, diese seines Schutzes halber ebenfalls in die Hütte bringen zu lassen.

Gerade als Regina sich die schmale Stiege zur Schlafkammer hinaufschleppte, kam der Totengräber mit seinen rohen Gesellen, alle die Antlitze und Hände zum Schutze gegen Ansteckung mit dicken Lappen vermummt; sie faßten Regina ohne viel Redens an und schleppten sie ohne Erbarmen hinaus in die eiskalte, finstere Herbstnacht. In ihrer Verzweiflung schrie sie gellend in die Nacht hinein, daß sie nicht pestkrank sei, daß sie des Bauern Kind unterm Herzen trage. Man lachte roh darüber, — so schrien alle die Fiebernden! . . .

Aus der entlegenen Hütte zog man im Dunkel der Nacht den totenstarren Körper der verstorbenen jüngeren Magd und schob dafür den gesunden der Regina hinein. Schnell schlossen die wüsten, ihres Handwerks gewohnten Burschen die schmale Luke und schoben außen einen schweren Stamm als Riegel vor.

Regina hörte die Tritte der Männer auf dem gefrorenen Boden forteilen, sie schrie und tobte und schlug verzweifelt gegen die Balken der Hütte. Es war alles vergebens. Entsetzen und Grausen erschlafften und lähmten ihre Glieder; erschöpft sank sie, nur notdürftig bekleidet, auf den nackten Boden der Hütte nieder, auf dem gleich zuvor noch die tote Magd gelegen . . .

Was soll ich noch weiter die Qualen und Leiden der armen, unschuldigen Regina schildern? . . . Nach zwei Tagen starb sie in diesem schaurigen Verließ eines elenden Todes. Sang- und klanglos wurde ihr Leib am 27. Oktober in der Abenddämmerung zum Gottesacker gebracht; das eine, um das sie so litt, nahm das Schweigen des armseligen, nur notdürftig ausgehobenen Grabes mit auf. Doch ich will es nicht verschweigen, daß das Schicksal nach dieser Tragödie bald Bilanz machte. Nachdem in einem stärkeren Aufflackern der grausamen Seuche bald die Schwester, ein Bruder und die Mutter der Regina weggerafft wurden, griff des Todes Knochenhand zum zweiten Male auch nach dem Bauern Christoph Hunger.

Und diesmal war nicht die Regina bei ihm, die ihn gesundpflegte, — jene Regina, die eine meiner Ahnen war . . .

(7. Fortsetzung.)

Für ihn war es die heißersehnte Gewißheit. Taumelnd vor Glück fiel er auf die Knie: „Ich weiß, ich gebe zu, ich bin Ihrer nicht würdig, Anne Louise!! Und dennoch wage ich, zu hoffen. Ach, wenn ich nur wüßte, daß Sie meiner zuweilen gedenken werden! Sagen Sie, ob ich Ihnen von Zeit zu Zeit schreiben darf? Sie brauchen mir nicht zu antworten. Ich bin beglückt genug im Gedanken, daß Sie meine Briefe lesen und — ich sage, vielleicht — meine Bekenntnisse günstig aufnehmen, meiner Sehnsucht nicht spotten werden! Geben Sie mir diesen Trost zum Abschied. Machen Sie mich glücklich! Ich will es Ihnen . . . täglich, stündlich will ich —“

Die Stimme versagte ihm, er mußte die stürmische Werbung mit erhobenen Händen und einem trunkenen Blick aus seinen blauen Augen beschließen.

Das Mädchen im grünen Mantel stand, sich selbst entrückt, an der Mauer und schaute, ohne zu sehen, lauschte, ohne zu hören. Sie, die sonst so Beherzte, Beredte, wußte jetzt keine andere Antwort als Tränen . . ., die der Bettler auf Knien jedoch als das kostbarste Vermächtnis zu empfangen schien. Er sprang als Sieger auf und schloß die Besiegte selig in seine Arme . . .

Ja, näher dem Märchen — und darum fürchterlich das Erwachen! Anne Louise gewahrte den unheimlichen Lauscher zuerst. Er stand kaum zwanzig Meter entfernt am Tor, wie zur Säule erstarrt. Sie schrie schuldbewußt auf: „O Gott, der Abbé!“ Unmöglich hätte sie heftiger erschrecken können, wenn es der Vater gewesen wäre. Halb beunruhigt, halb entrüstet ging sie auf das schwarze Gespenst zu, das ihr schon von weitem eine tiefe Verbeugung machte.

„Haben Sie mir etwas mitzuteilen, Herr Abbé?“

„Wir suchen Sie schon lange, gnädiges Fräulein. Ich habe Ihnen Grüße Ihres Herrn Vaters zu bestellen, der vor einer Stunde ganz unerwartet nach Paris aufbrechen mußte — — —“

„Wie?“ fragte sie verstört. „Mein Vater weggefahren, ohne sich von mir verabschiedet zu haben? Und das soll ich glauben?“

„Die Reise duldete keinen Aufschub. Herr von Fargues wurde im Wagen abgeholt von . . . Die junge Herrin vergaß sich in ihrer Angst so weit, den Lehrer an der Soutane zu packen, mit aller Kraft zu schütteln und ihm ins Gesicht zu schreien: „Sie lügen, Herr Grignan! Augenblicklich sagen Sie die Wahrheit! Was ist mit meinem Vater geschehen?“

Mit einem fluchschleudernden Blick auf den nachrückenden Verführer und vermeintlichen Unheilstifter, der, aufgebracht die Hand ans Jagdmesser legte, gestand der Bedrängte: „Gott ist mein Zeuge! Ich vermag nicht, Sie zu täuschen. Seien Sie stark, meine Liebe! Herr von Fargues ist auf Befehl des Königs verhaftet und nach der Bastille übergeführt worden!“

Tödlich getroffen ließ Anne Louise den unbarmherzigen Künder fahren und sank dem Geliebten ohnmächtig an die Brust. „Mörder!“ zischte Pontchartrain.

8.

Bastille! Es gab kein Wort, keinen Begriff, der mehr Angst

auslöste, keine Vorstellung, die größere Schrecken barg. Hoch und niedrig zitterte vor ihr, klein und groß fühlte die Schauer ihrer Finsternis.

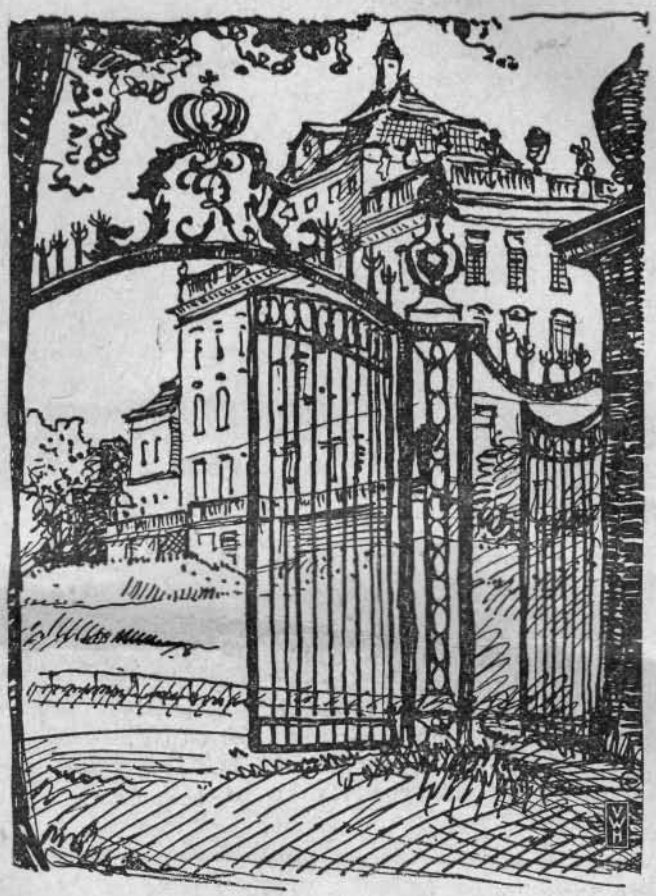
Es war ein merkwürdiges Paar, das an diesem Maimorgen mit Zaudern und Zagen dem grauen Schloß zustrebte. Ein junger, abgehärmt aussehender Priester und ein noch viel jüngeres, auffallend hübsches Mädchen im kurzen bunten Rock einer Magd, mit roten Strümpfen, Schnallenschuhen und einer zierlichen weißen Haube, unter der eine reiche Lockenpracht hervorquoll. An der Ecke der Rue Beausire, kaum zwanzig Schritte vom Festungsgürtel entfernt, ließ sich die seltsame Magd stöhnend auf eine Gartenbank nieder und sagte mit matter Stimme: „Lassen Sie mich noch einige Minuten ausruhen. Es ist ohnehin noch zu früh. O Himmel, etwas mehr Mut und Kraft! Mir zittern die Beine!" Der Begleiter tat wie geheißen, ließ sein Bündel zu Boden gleiten und betrachtete das reizende Geschöpf mit heimlicher Freude. „Gott sei gelobt! Das sage ich ja. Noch ist Zeit zur Besinnung, meine Liebe!" versuchte er ein letztesmal auf das waghalsige Kind einzudringen. „Ich beschwöre Sie, bedenken Sie die großen Gefahren des Leibes und der Seele, denen Sie sich aussetzen, ohne die mindeste Gewähr, Ihr Ziel zu erreichen. Es geht weit über Ihre Kraft, ja, mir scheint fast, es sei Gott versucht. Kaum ein wenig erholt von der schwersten Erschütterung Ihres Lebens, wollen Sie ein Wagnis unternehmen, vor dem selbst tapfere Männer zurückscheuen würden!"

„Ein Anfall von Schwäche. Schon vorübr. Seien Sie ganz unbesorgt, Herr Abbé!" unterbrach sie ihn ungehalten, müde jeglicher Beratung. „Mir kann da drinnen nichts geschehen, was schlimmer, aufreibender wäre als diese Ungewißheit. Ich will ja nur in Erfahrung bringen, ob mein Vater lebt."

Der junge Geistliche schneuzte sich und legte zaghaft seine Rechte auf ihre bebende Hand. „Er lebt. O zweifeln Sie nicht daran!" Das Fräulein schüttelte ungläubig den Kopf.

„Seit seiner Gefangennahme sind schon fünf Monate vergangen. Wer bürgt mir dafür, daß wir nicht ebenso viele Jahre warten können, ohne das geringste zu vernehmen? Noch ist nicht das kleinste Lebenszeichen zu uns gedrungen. All unsere Briefe, Beschwerden und sonstigen Versuche waren umsonst. Wir wissen nicht, was ihm zur Last gelegt wird und ob überhaupt eine Untersuchung im Gange ist. Sogar Präsident Courvoisier hat keine Auskunft vom Minister erhalten . . ."

„Grausam, barbarisch, ich gebe es zu. Aber wir sind leider ohnmächtig gegen solche Willkür. Und selbst, wenn es Ihnen durch List und Beharrlichkeit gelingen sollte, Gewißheit über Ihres Vaters Leben und Aufenthalt in einem dieser Türme zu erlangen: was wäre damit für ihn und Sie gewonnen? Sie würden sich dabei ja nicht beruhigen, sondern versucht sein, durch Bestechung des Schließers bis zu ihm zu dringen, ihm Erleichterung zu verschaffen oder gar auf seine Befreiung zu sinnen. O welch verzweifeltes Beginnen! Sehen Sie sich diese Mauern an, bedenken Sie all die gegen die Gefangenen aufgebotenen Wachen!"



Ludwigsburg bei Stuttgart.

Abgewandten Gesichts drückte sie dem bewegten Warner die Hand. „Ich weiß und danke Ihnen. Aber sparen Sie sich nun weitere Worte. Ich bin auf das Schlimmste gefaßt und dennoch zum Aeußersten entschlossen. Wie sollte ich nicht, lieber Freund? Ich habe dieses Unglück über sein Haupt gebracht, einzig durch meinen unverzeihlichen Leichtsinn haben die Feinde Kunde von ihm erhalten. Darf ich da knausern mit meinem bißchen Leben und Opfermut? Sagen Sie selbst . . . was bleibt mir sonst übrig für ihn zu tun, der doch keine Sekunde zögern würde, seine Seele auszuhauchen, wenn er mich damit retten könnte?"

Der Abbé überlegte eine Weile. Er hatte offenbar noch nicht alle Hoffnung verloren, sie umzustimmen, ihr den verzweifelten Vorsatz auszureden. Durch wochenlange Beobachtungen und Umtriebe war es Anne Louise gelungen, die Bekanntschaft einer Zofe der Frau von Monlezun, Gattin des Gouverneurs der Bastille, zu machen. Es hatte viel Mühe und Ueberredung gekostet. Ein gutes Handgeld, sowie die Aussicht auf spätere reiche Belohnung spornten die Verführte an. Sie gab Fräulein von Fargues bei der Herrin unter anderem Namen als ihre Freundin der Heimat aus und erlangte schließlich die Einwilligung. An diesem Morgen nun sollte Anne Louise, alias Josephine Dubois, ihren Dienst im Gouverneurpalast antreten. Aber würde sie die übernommene Rolle auch nur einen Tag glaubhaft durchführen können? Der Abbé zweifelte sehr daran. Die Gouverneurin mußte ja gleich merken, daß die „Neue" aus ganz andern Verhältnissen stammte als die, die sie vorzutäuschen suchte. Und das Allerschlimmste: Ihre Schönheit mußte ihr Nachstellungen seitens der Soldaten zuziehen! Davor bangte dem Abbé. Und wenn sie sich dann gar einem dieser Burschen anvertrauen würde . . . welche Gegenleistung würde der wohl beanspruchen? Das hatte ja schon Herr von Fargues vorausgeahnt. „Verhüten Sie mit Gottes Hilfe, daß meine Freiheit durch die Ehre meiner Tochter erkauft wird!" waren seine Abschiedsworte gewesen.

Schweren Herzens griff der Abbé zum letzten und, wie er meinte, verfänglichsten Mittel, Anne Louise von ihrem verhängnisvollen Entschluß abzubringen. „Sie wissen, daß binnen kurzem der Hof von seiner Reise nach Flandern zurückkommt und damit auch Ihr Freund, Graf Pontchartrain, der natürlich sogleich alle nur denkbaren Nachforschungen nach Ihnen anstellen wird. Was soll ich ihm sagen, wenn er mich zur Rede stellt?"

„Was Ihnen beliebt! Ich sei ins Kloster gegangen und würde bald den Schleier nehmen!" entgegnete sie höhnisch. Abbé Grignan nahm diesen Bscheid denn auch keineswegs für bare Münze. Zwar — der Abschied damals war, wenigstens von ihrer Seite, recht bitter ausgefallen. Im Uebermaß des Schmerzes hatte sie sogar den Verlobten für das Unglück ihres Hauses verantwortlich gemacht und sich in einer diesen sehr kränkenden Weise des Verrats an ihrem Vater angeklagt: „Der Himmel straft mich jetzt dafür, daß ich mich von seiner treuen Seele entfernte. O hätte ich doch keinen von euch Eindringlingen je gesehen! Ich war ja so glücklich, so sicher und geborgen, ehe ihr unsere Schwelle betratet!" (Fortsetzung folgt.)

Das Erzgebirge denkt am Totensonntag auch an seinen Tolerhans-Tonel

Wie könnte das auch anders sein, als daß wir Erzgebirgler heute am Totensonntag auch des Mannes gedenken, der uns so oft durch sein Lied über den Alltag hinweggeholfen hat zu frohem Licht des rechten Glaubens an Gott und an die Sendung, die er unserer deutschen Heimat gegeben hat. Es ist schon so, wie Hans Schemm es einmal sagte: „Man kann Tote lebendig machen, indem man geistig mit ihnen lebt." Das empfinden wir so recht, wann immer wir Anton Günthers erzgebirgisches Heimatlied aufs neue hören. Niemals ist Anton Günther für uns tot, sondern er lebt, lebt in seinem Lied, das wir bei jeder Veranstaltung hören. Die frischen Stimmen unserer erzgebirgischen Mädels sind es, die die Lieder Anton Günthers uns immer wieder tief ins Herz hineinsingen und immer gilt unser Dank nicht nur den Sängerinnen, sondern er gilt unserem Anton Günther, dem immer deutschgesinnten, stammesgetreuen Volksgenossen, der in Wort und Lied sein Deutschtum hochgehalten und der auch unter veränderten staatlichen Verhältnissen diesem Bekenntnis zur Deutschstämmigkeit treu geblieben ist, und der, wie Hans Siegert in seinem sinnigen Nachruf es ausspricht, durch seine Lieder das sinnfälligste innere Band zwischen den Deutschen zu beiden Seiten der Grenze wob:

Dr Hamit un ne Volk trei,
Su will ich sei!

Am 29. April 1937 traf uns die schmerzliche Kunde von seinem Heimgang, dem Gottfried Lattermann in den nachfolgenden Mundartzeilen Ausdruck gegeben hat:

„Dr Anton kam zen Himel hie, sooch sich betraten üm. — *'r dacht bei sich:* Wie ward's nu gieh? Am Ende gar racht schlimm!

Dr Petrus gucket ne ernst a un mahnt: „Na, komm när rei! Du, Anton, warscht noch gar net dra! Drüm merk dir'sch: Strof muß sei!"

„Hul fix när deine Zupfgeig vir, stell of dar Wolk dich nauf, gerod dort bei dr Himelstür, un spiel uns mol aans auf!"

Do war dr Anton glei' drbei. „Dos is wos, wos ich ka!" Greift hurtig in de Saiten nei un fängt ze singe a:

Von trauter Hamit, waldümhegt, von Lieb un Lust un Trei, von allen, wos Menschenherz bewegt, von Sonn- un Mondenschei',

Von Blümel, dos an Bachel blüht, von Vögele in Wald, dos wieder nooch dr Hamit zieht, von Winter, rauh un kalt.

Do komme glei' de Engele ra un legn Fürbitt ei: „War su singt, is kä bieser Maa! Ach, Petrus, loß ne rei!"

Ne Petrus sei Gesicht ward weich. „Dr Herrgott kennt dich schu! Na, komm när rei ins Himmelreich, un hob dei ew'ge Ruh!"

Diese ewige Ruhe wünschen wir Erzgebirgler alle dem lieben Heimatdichter, dem es gegeben war, durch Wort und Weise allem Ausdruck zu verleihen, was die Seele unserer Erzgebirgler bewegt und der durch sein Singen und Sagen viel zum Ruhme unserer schönen Bergheimat beigetragen hat.

Unnern Anton zon Gedächtnis!

Wos uns ins Herz tief neigeschriebn,
hast du in Wort un Lied gebracht,
hast manche trübe Stund vertriebn,
un hast uns wieder fruh gemacht!
Nu singst de nimmer frisch un frei,
doch — uvergassen söllst de sei!

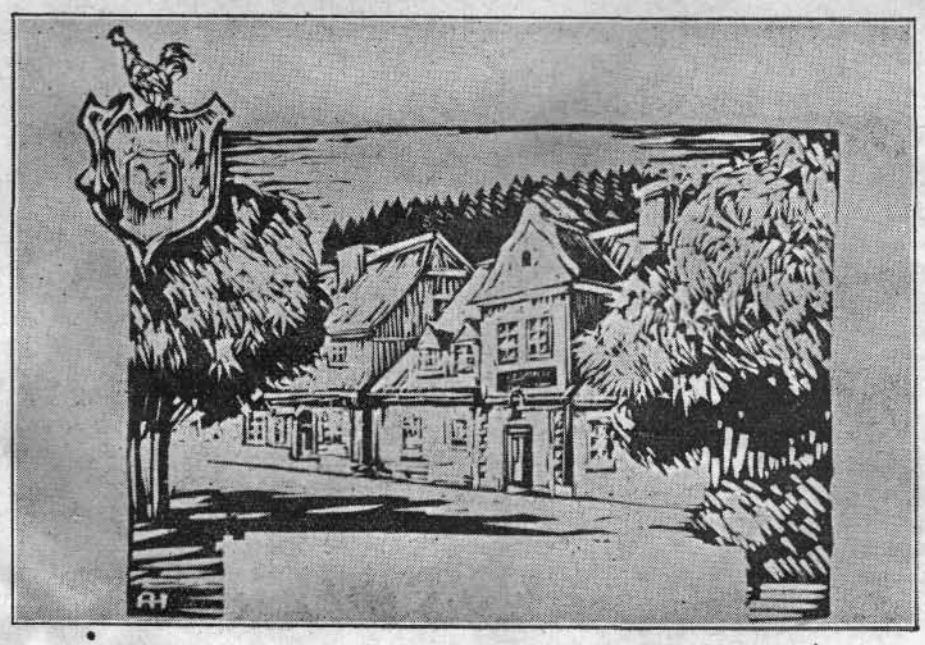
Gottfried Lattermann.

Die in dem Herrn sterben!

Irmgard Burkert-Sacher.

Selig sind, die in dem Herrn sterben, denn sie werden das Himmelreich erben. Nach mühseligem Wandern ist beendet der Lauf — und ewige Sonne gehet nun auf. Denn sie werden Gott schauen — wie sie geglaubt — Die Hülle fällt ab — die so bestaubt.

Sie gehen ein im schlichten Kleid zu ihrem Herrn in die Ewigkeit. Nun erkennen sie erst — wie gut das Leid. — Warum nicht immer das Leben bracht' Freud. Endlich nach hartem bittrem Ringen dürfen sie das Halleluja singen. Dürfen vereint sein — mit dem — den sie geliebt, der nach irdischem Wandern die Sünden vergibt. Der mit glühender Liebe sie zieht an seine Brust, daß ihr Herz muß erschauern in ungekannter Lust. Nach irdischem Wandern ist ihnen beschieden ein seliges Ruhen in Gottes Frieden!



Zesamm gehörn wie Schwamm un Zünder — De Drackschänk un dr Anton Günther.